



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

druck seiner Gefühle war, wie ihn eine seltene Schamhaftigkeit und Keuschheit stets daran hinderte, seinen Liebesempfindungen Ausdruck zu geben, was am ergößlichsten in den Briefen an seine „ewige Braut“ Kathi zu Tage tritt, und wenn man anderseits an Raimund, den Adressaten des Briefleins denkt, der zu dem klassischen Burgtheaterdichter und Meister im Schriftdeutsch in seiner selbstquälerischen Bescheidenheit wie zum Stefansturm emporschaute, so wird man dieses liebenswürdige Zeichen einer echten Mannesliebe in seinem ganzen Werte zu schätzen wissen. Raimund muß den Bogen ganz selig bei sich herumgetragen haben. Es wirft aber auch ein weiteres Licht auf Grillparzers Wesen: so kritisch, ja so krittlich er war, so hat er doch immer und überall mit der allerreinsten Freude die echte Begabung gelobt und anerkannt, wo er sie traf: bei Uhland beispielsweise. Er war nichts weniger als ein eitler, selbstüchtiger Poet. Aber er hatte eine weit tiefere Einsicht in das Wesen der Dichtkunst, der Tochter der Phantasie, als die allermeisten seiner Zeitgenossen; daher allein seine Polemik gegen Tieck, Gutzkow, Schelling, Gervinus u. s. w. Man vergißt nur zu gern dabei, daß er doch grundsätzlich im Rechte war und (die Wahrheit zu sagen) ein Vorläufer unsrer Zeit. Die Parole des künstlerischen Realismus, die Trennung der Kunst von der Philosophie, die Forderung der Gründung aller Ästhetik auf ausgebreiteter Erfahrungswissenschaft: das alles hatte er schon zwanzig, dreißig Jahre vorher ausgesprochen und darnach gehandelt. Jetzt kommt es der Wissenschaft endlich zum Bewußtsein: Grillparzer ist der Realist unter unsren Klassikern.



Litteratur

Arbeiterverschüsse in der deutschen Industrie. Gutachten, Berichte, Statuten, herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Professor Dr. Max Sering. Leipzig, Dunder und Humblot, 1890

„Die vorliegende Sammlung — heißt es in der Einleitung — will Einblick gewähren in die Bedeutung einer großindustriellen Organisationsform, die in Deutschland während der letzten Jahre eine größere Ausbreitung gewonnen und wegen ihrer sozialen Tragweite die öffentliche Aufmerksamkeit in steigendem Maße auf sich gezogen hat.“ Diese Schöpfungen „haben ihre Lebenskraft in einer größeren Zahl von Werken durch längere Wirksamkeit bewährt. Ohne die wirtschaftlich-technische Leistungsfähigkeit der letztern irgendwie zu schwächen — das Gegenteil ist der Fall — haben die Arbeiterverschüsse unter den verschiedensten ökonomischen und sozialen Bedingungen zu einem gegenseitigen Begreifen, zu einem friedlichen Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeitern geführt, das inmitten all des Zwistes und Hasses der industriellen Gegenwart die freudigste Teilnahme erwecken muß. Sie sind gleichzeitig zu einer so erfolgreichen Schule der Arbeiterschaft auf dem Gebiete der praktischen Verwaltung geworden, daß die Hoffnung auf eine schrittweise (!) Fortentwicklung und weitere Ausbreitung der Institution nicht unbegründet scheint. Die Verfassung derjenigen deutschen Unternehmungen, die Arbeiterverschüsse besitzen, ist nicht eine genossenschaftliche, sondern eine herrschaftliche. Den dienenden, den technisch ausführenden Gliedern der Unternehmung, den Arbeitern, ist aber ein Anteil an der Herrschaft eingeräumt.“ Der

Verfasser sieht in diesen Einrichtungen eine Fortbildung der alten Handwerksverfassung, indem sie, wie diese, Unternehmer und Arbeiter nicht allein zu einer Arbeitsgenossenschaft, sondern zu einer sittlichen Gemeinschaft vereinigen. Die Arbeiterausschüsse heben nicht allein den feindseligen Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern auf, sondern sie wecken auch in den erstern den Korporationsgeist, die Standesehre, und wirken überall als ein Zensoramt sehr heilsam auf das sittliche Verhalten der Arbeiter ein, ohne daß ihnen durch die Statuten eine Verpflichtung dazu auferlegt zu werden braucht. Der Gedanke, die Arbeiter kraft gesetzlichen Zwanges an der Verwaltung zu beteiligen, ist schon im Frankfurter Parlament ausgesprochen worden. Die vorhandenen Arbeiterausschüsse sind aber freiwillige Schöpfungen edler Unternehmer. Den Anfang hat in den sechziger Jahren David Peters in Nevigee gemacht; dann folgten: 1872 Gutschenreuther in Selb, 1873 Brandts in München-Glabbad, 1873 Direktor Schlittgen auf Marienhütte bei Kogenu. Für die vierunddreißig Unternehmungen, deren Einrichtungen in dem Buche dargestellt werden, hat sich der Verein für Sozialpolitik von den Leitern zuverlässiges Material kommen lassen. Ein Anhang enthält Nachrichten über verschiedene Vereinsbestrebungen.

Stille Gedanken eines der vierzehn Nothelfer oder Friedensbischöfe Deutschlands. Verraten von Meth Christian. Halle a. S., Eugen Strien, 1890

Die dreizehn Erzbischöfe und Bischöfe und der Armeenpropst des deutschen Reiches haben am 20. August 1889 einen Hirtenbrief herausgegeben zu dem Zwecke, die Agitation des Evangelischen Bundes gegen Roms Macht und römisches Wesen als gegenstandslos und unberechtigt darzustellen. Der Verfasser weist nun den Widerspruch nach zwischen den Worten der Bischöfe und dem, was sie teils selbst thun, teils gestatten, und läßt mit gutem Humor einen der frommen Herren selbst die Einwendungen der Gegner erheben und in seiner Weise widerlegen. Besonders schlecht kommen sie im Punkte des Aberglaubens weg, den sie gänzlich in Abrede stellen, während doch seine breite und dicke Wirklichkeit sich auch den blödesten Augen aufdrängt; das Beweismaterial liefern vorzugsweise die bekannnten zwei Bände von Trede und das Schriftchen von Neusch: „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube.“ Ob sich hinter dem Pseudonym ein Altkatholik oder ein altkatholikenfreundlicher Protestant verbirgt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Gelüftete Masken. Allerlei Charakterköpfe von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich

Wenn wir auch in vielen Ansichten wesentlich von dem Führer der süddeutschen Naturalisten — Otto Brahm hat sich zum Häuptling der norddeutschen aufgeschwungen — abweichen, so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, daß wir uns bei diesen frischen Aufsätzen ganz gut unterhalten haben. Conrads Götter: Zola, Ibsen, Richard Wagner — eine Dreieinigkeit, die uns logisch nicht vereinbar erscheint, die aber modisch ist — sind nicht die unsern. Aber Conrad ist kein Doktrinär, kein Systematiker, er ist eine burschikose Persönlichkeit, die sich in Haß und Liebe rücksichtslos äußert, und das hat auch seinen Wert. Wie Conrads naturalistische Praxis in seinen Romanen aussieht, haben wir persönlich allerdings noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; wie er aber in diesem Buche oft seinen Begriff vom Naturalismus erklärt, da können wir schon mitgehen. Er meint meist nichts andres als die uralte Forderung der deutschen Ästhetiker: die Dichter sollen natürlich sein, sollen Leidenschaft, Phantasie, Charakter haben, sollen nicht abgegriffene Schablonen immer wieder ausfüllen, sollen im Geiste der Zeit heimisch, keine Wolkengänger sein, sie sollen ihren Stil und ihre Sprache

nicht zum leeren Wortgeklänge, zur bestechenden Phrase mißbrauchen — sie sollen eben „Natur“ haben. Wäre Conrad ein scharfer Denker, so müßte er freilich früher oder später zu der Einsicht kommen, daß dieser Begriff von der subjektiven Natur der Dichter etwas ganz andres ist, als jener objektive Naturbegriff, der bei den Naturalisten so viel Unheil anrichtet. Conrad macht weder theoretisch noch praktisch diese wichtige Unterscheidung, er hat nur ein starkes unmittelbares Gefühl für echte poetische Naturen, und so kommt es, daß er in einunddemselben Buche für die Unnatur Wagners und für das hurschilose Wesen Karl Stieler's schwärmt. Wovon er sich eben gepackt fühlt, mag es selbst die Broschüre Nietzsche's gegen Richard Wagner sein, dafür setzt er sich gleich mit aller Macht ein und vergißt seine ganze Ästhetik. Daher kommt es, daß wir öfters eine wirkliche Freude haben an seinem Wettern gegen die Fabrikanten historischer Romane, die Dahn, Ebers, Eckstein und gegen die Zustände in der Tageskritik, die das deutsche Erbübel der Ausländerei fortpflügt, die zehnmal lieber über den neuesten französischen oder russischen Schund, als über eine wichtige Erscheinung des deutschen Büchermarktes schreibt. Hermann Lingg's historische Poesie, die von der ungelesenen, aber in jeder Litteraturgeschichte gerühmten „Völkerwanderung“ mit unendlicher Langeweile gekrönt wird, geben wir gern dem Sarkasmus Conrads preis. Überhaupt seine verneinenden Urteile sind leicht zu teilen, nur ist es oft schwer, seiner Begeisterung zu folgen, sodaß man sagen kann: eigentlich steckt Conrads Kritik über keinen der behandelten Männer ein neues Licht auf. Auch ist seine Manier bei allem frischen Temperament doch wieder zu flüchtig in der Charakteristik, als daß man etwa sagen könnte: diese Aufsätze muß nun jeder, der sich ernstlich um die Litteratur kümmert, notwendig lesen; nirgends erschöpft Conrad seinen Gegenstand. Da er aber die besprochenen Männer persönlich kennt, so ist das Bild, das er von ihnen aus der unmittelbaren Anschauung des Verkehrs entwirft, zutreffend und wahr.

Nur bei Lingg hat Conrad, der sich zu den ältern Münchner Dichtern feindlich stellt, doch wohl die Grenzen des Erlaubten überschritten. Vor mehreren Jahren war er noch mit Lingg befreundet, jetzt bekämpft er ihn, und zwar persönlich nicht weniger als künstlerisch. Wenn er nun aus jener ersten Zeit des guten Einvernehmens eine Handlung Lingg's erzählt, die dieser in bester Meinung dem bittenden Conrad zuliebe gethan hat — es hatte nämlich Conrad bei Lingg ein Gedicht auf Klara Ziegler bestellt, und Lingg schrieb, ohne besondern innern Trieb, das Lobgedicht der Schauspielerin recht geschickt, darüber macht sich nun Conrad lustig —, so ist das einfach eine Roheit, ein Mißbrauch des Vertrauens, der gar nicht zu rechtfertigen ist, mag Conrad diese Anekdote noch so sehr zu litterarischen Zwecken benutzen. Mit solchen Angriffen macht man die litterarische Kritik zum Pasquill. Aber das liegt in der ganzen Manier Conrads, die nicht sachlich ist. Wenn er aus dem Privatverhalten der Dichter und Schriftsteller, die er liebt, kleine Züge mitteilt, so ist das schließlich auch wissenschaftlich wertlos und verletzt nur deswegen nicht, weil es nicht gehässig, sondern freundlich gemeint ist. Wie seine Schilderung Ibsen's im Café Maximilian litterarisch ganz gleichgiltig ist und nur denen Geschmack abgewinnen wird, die ohnehin für Ibsen eingenommen sind, so wird seine Schilderung des „ästhetischen Egoisten“ Paul Heyse nichts an dem Urteil über dessen Werke ändern, gar nichts! So bleibt es denn bei unserm Urteil: ein munteres Buch mit allerlei litterarischem Klatsch.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig